

Feature II

Unruhe(n) im Tagelöhner Viertel Kamagasaki

Wolfgang Herbert

„*Savoir pour prévoir*“, „Wissen, um vorzusehen“, heißt es bei Auguste Comte, dem positivistischen Philosophen, der der Soziologie ihre Disziplinbezeichnung verliehen hatte. Und doch sollte der Soziologe vom Prognosmachen eher seine Finger lassen: das geht leichter daneben als der Wetterbericht. Eine gravierende Überalterung, Abwanderung in die Herkunftsorte oder Absturz in die urbane Obdachlosigkeit, zunehmende Arbeitsvermittlung an von außen kommende junge Arbeitsmarktdrifter, denen Solidarität mit den Tagelöhner Viertelbewohnern abgeht und andere Faktoren mehr machten eine gewalttätige Streikaktion (*bōdō*) in Zukunft unwahrscheinlich, vermutete ich, nachdem Anfang Oktober 1992 ein viertägiger Aufruhr in Kamagasaki, dem größten Tagelöhner Viertel Japans, zu Ende gegangen war. Und tatsächlich: 16 Jahre lang war Ruhe.

Sind schon Demonstrationen in Japan eine Seltenheit, so erst recht brachiale Auseinandersetzungen und violente Ausbrüche. Nun lese ich in der Zeitung: „300 Leute: Krawall in Nishinari. Protest gegen ‚gewalttätige Polizisten‘ vor der Polizeistation“ (*Asahi shimbun* vom 14. Juni 2008, S. 1). Unter den vermischten Nachrichten auf S. 35 derselben Ausgabe dann die Schlagzeilen: „Steine, Flaschen fliegen. Zusammenstöße: 7 Verletzte“. Ein größeres Farbfoto zeigt Arbeiter, die versuchen die Phalanx der Bereitschaftspolizei aufzureißen. Auch in den nächsten Tagen immer wieder Kurzmeldungen zu den Krawallen, garniert mit den Zahlen der Verletzten und Verhafteten. Hätte es nicht zeitgleich ein mächtiges Erdbeben in der Präfektur Miyagi, das die Berichterstattung dominiert, gegeben, wäre der Aufstand in Kama, wie die Arbeiter ihr Viertel nennen, wohl größer in die Blätter geraten.

Nishinari ist übrigens der Name des Bezirks, in dem Kama liegt. Daneben gibt es noch eine von der Stadtverwaltung ersonnene und von den Tagelöhnern abgelehnte Bezeichnung: *Airin* (geschrieben mit den Schriftzeichen für „Liebe“ und „Nachbarschaft“) – und da heißt es, JapanerInnen hätten keinen Sinn für Ironie! Hier wohnt schließlich das Proletariat: und da macht diese Benennung noch Sinn: Leute, die nichts zu verkaufen haben als ihre Arbeitskraft. Aber auch

– so der Neologismus – das Prekariat findet hier Unterschlupf und gelegentlich Arbeit. Strukturelle Gewalt herrscht hier viel eher als liebevolle Nachbarschaft!

In den 1960er Jahren gab es jährlich gewalttätige Aufstände (*bōdō*), Rebellionen gegen Ausbeutung, Lohnvorenthaltung, harsche Arbeitsbedingungen, Gängelei durch Administration, Yakuza und Polizei – kurzum gegen die den Tagelöhnern aufgezwungenen Lebensbedingungen. Einführung von sehr basalen Wohlfahrtsmaßnahmen führten in den 1970er Jahren zu Beruhigung, die gute Wirtschaft, zumal die Finanzblase Ende der 1980er Jahre führte zu einer günstigen Arbeitsmarktsituation: die Tagelöhner waren mit Schuften beschäftigt. Ein Bestechungsskandal (Yakuza bezahlt Polizei, diese läßt Razziaetermine durchsickern) und das Platzen der ökonomischen Blase ließ im Oktober 1990 auch die Krägen der Tagelöhner platzen: Eine knappe Woche wird randaliert: am Höhepunkt stehen sich 1.600 Arbeiter und 2.500 Bereitschaftspolizisten gegenüber, insgesamt gibt es nach offiziellen Angaben 55 Verhaftungen und 189 Verletzte (darunter 149 Polizeibeamte).

Am 1. Oktober 1992 brach wieder ein Protest los, als die Ausbezahlung eines Notstandsgeldes für joblos gebliebene Arbeiter eingestellt wurde, angeblich, weil der entsprechende Fond erschöpft war. Vier Tage lang konfrontierten sich allabendlich (untertags sind viele auf der Baustelle) 700-800 Arbeiter und 2.500 mit Schild und Schlagstock bewehrte Männer der mobilen Einsatztruppe. Flaschen, Steine, brennender Müll, gar Fahrräder werden von den Tagelöhnern auf die Polizei geschleudert, Schimpfkanonaden untermalen die Frustrationsabbauaktion. Und nun dasselbe Schauspiel wieder! Ich entschieße mich zu einem Augenschein – die *bōdō* '90 und '92 hatte ich seinerzeit täglich als Augenzeuge verfolgt: mit der Dynamik eines Aufruhrs war ich durchaus vertraut.

Am Sonntag, den 15. Juni mache ich mich auf den Weg. Für das „Feld“ habe ich mich entsprechend adjustiert: Beige Uniqlohose, ein Polo-Shirt und eine ärmellose, dünne Jacke mit vielen Taschen, in die ich Portemonnaie, Notizblock, Kamera etc. stopfen kann, sodass meine Hände frei bleiben. Ich trage einen Ohrring, angegrauten Stoppelbart und auf dem Kopf ein zurückgebundenes *tenugui* („Schweiß Tuch“) wie ein Bandanna. Und: die Ränder meiner Tätowierungen lugen auf Brust und Oberarmen heraus: die sind meine Visitenkarte. Damit bin ich ohne weitere Einführung Teil der Szene: wiewohl Tattoos im Westen längst in den Mainstream eingegangen sind, sind sie in Japan immer noch Ausweis des Outsiders. Übertreiben soll man es aber bei der „Verkleidung“ nicht. Die Tagelöhner wollen sich nicht karikiert sehen von jemandem, der nicht zu ihrem Milieu gehört. Eine Solidarität bekundende Anpassung an ihre Garderobe ist für eine schnelle Akzeptanz ratsam, als Kuli overdressed zu sein, hingegen kontraproduktiv.

Gegen 17.00 h treffe ich ein. Ich weiß, dass es immer erst abends so richtig losgeht. Wie ich die Treppen des Bahnhofs Shinimamiya herabsteige, sehe ich zwei lange Menschenglangen vor dem Arbeitsamt: die eine in Bewegung, die andere in Warteposition: fast ausnahmslos ältere, abgetakelte Männer, alle mit harschen Verschleißspuren des Lebens im furchigen Antlitz, manche in der Hocke, manche sitzen auf der Straße, die meisten stehen resigniert, ihr Bündel geschultert, und harren auf das Signal, das die Öffnung einer von einer Wohlfahrtsgruppe betriebenen Einrichtung, die Dach für eine Nacht bietet, einläutet.

Die mobile Schlange wird von der *kidōtai*, der Bereitschaftspolizei, gebildet. Sie rückt eben gerade aus. Kein guter Vorbote: sie wird strategisch Straßen abriegeln und auch Zielscheibe der Wut der Arbeiter werden: ihre massive Präsenz führt regelmäßig zu Unmut, Ressentiment, Beschimpfungen seitens der Tagelöhner, manchmal kommt es zu handgreiflichen Übergriffen, Flaschenwürfen etc. Die Dynamik ist offenkundig: die Großmobilmachung der Ordnungskräfte führt viel mehr zu Eskalation, denn zu De-Eskalation. Sie provoziert und stachelt Gewalt an: und die ist auf beiden Seiten zuhause.

Ich gehe die „Ginza“, wie die Tagelöhner die Hauptstraße ihres Viertels scherzhaft in Anspielung auf die teuerste Meile Japans nennen, hinab bis vor die Polizeistation. Die „Festung“ (*yōsai*) wie die Arbeiter sie zurecht bezeichnen: sie wurde in den späten 1990er Jahren auf die wohl dreifache Größe der alten Station – seinerzeit schon „Mammut“ geheißen – erweitert und neugebaut. Eben ist Herr Inagaki Hiroshi mit seinem Minibus aufgefahren. Er ist Chef der Gewerkschaft „Kamagasaki Chiiki Gōdō Rōdōkumiai“ (kurz: „Kamagōrō“) und eines Vereines, der seit Dekaden täglich eine Freilichtsuppenküche betreibt und gratis Essen an Bedürftige ausgibt! Seine Gehilfen verteilen ein auf B-4 kopiertes Manifest, in dem in dicken Balken der Polizeistationschef aufgefordert wird, sich zu entschuldigen und die Hintergründe der gewalttätigen Protestaktion aus Gewerkschaftssicht geschildert werden. Über ein Megaphon ruft Inagaki die Arbeiter auf, mit ihm gegen die Übergriffe der Polizei zu demonstrieren.

Sein Aufruf und seine Ansprache decken sich inhaltlich mit dem Flugblatt. Er schildert den Anlass zur Revolte: ein Arbeiter hatte sich vor drei Tagen (am 12. Juni) in einem Lokal *konomiyaki* (eine Art Pfannkuchen, der je nach Vorliebe = *konomi* mit Fleisch, Meeresfrüchten, verschiedenen Gemüsen etc. gebraten = *yaku* wird) zum Mitnehmen bestellt, Geld deponiert und als er zum ausgemachten Zeitpunkt kam, sie abzuholen, waren sie noch nicht fertig. Es kam zu einem Wortwechsel, der Arbeiter fühlte sich in entwürdigender und verächtlicher Weise verunglimpft, der Geschäftsinhaber rief „Geschäftsstörung“ und die Polizei. Von dieser wird der geprellte Kunde abgeführt.

Bei der Vernehmung soll es dann zu groben Tätlichkeiten gekommen sein: vier Beamte sollen den Verhafteten abwechselnd geschlagen, getreten, stranguliert und schließlich an den Füßen gefesselt kopfüber baumeln gelassen haben. Er wurde gezwungen, ein „Geständnis“ abzufassen und zu unterschreiben mit der Erklärung, sich nicht mehr in den Umkreis des *konomiyaki*-Lokals zu begeben. Gewissermaßen eine Alltäglichkeit, nur dass das Maß an Gewalt das übliche eklatant überschritt und sich der Malträtierte nach Freilassung sofort bei der Gewerkschaft beklagt hatte. Die reagierte prompt. Mit Hiroshi Inagaki hatte sie ein eloquentes Sprachrohr, das seiner Wut ungebremst Lauf ließ: am Tag darauf und an den folgenden polterte er lautstark vor dem einschüchternd hohen Gebäude der Polizei, die er „Feinde der Arbeiter“ hieß. Die Polizei dementierte rundweg jeglichen Vorwurf illegitimer Gewaltausübung.

Eines gewissen Eindruckes der gezielten Aufwiegelung konnte ich mich nicht erwehren: kaum war Herr Inagaki vor Ort und hatte seine zorngefüllten Tiraden begonnen, versammelten sich die Tagelöhner, im Nu flogen Flaschen in Richtung Polizeistation, an deren Stahltor gerüttelt wurde, anfeuernde Rufe und Anwürfe erfüllten die explosive Luft: „Steuerdiebe!“ „Der Stationschef soll rauskommen und sich entschuldigen!“ „Feiglinge, immer geht ihr nur auf die Schwachen los!“ „Idioten!“ „Folterknechte!“ „Schinder Unschuldiger!“ u.ä.

Aber jeder Arbeiterrevolte liegen tiefere Ursachen zugrunde: Der vorliegende Fall von exzessiver Gewalt beim Verhör war nur der Anlaß, lange aufgestaute Frustration und Erbitterung auszuagieren: in jüngster Zeit waren die Arbeitsangebote drastisch zurückgegangen: es war überdies Regenzeit, die jährlich wiederkehrende Periode der *abure jigoku*, der „Arbeitslosigkeitshölle“. Aber die Arbeitsknappheit war nicht nur saisonal wetterbedingt. Etliche große öffentliche Bauvorhaben sind gestrichen oder eingefroren worden. Seit Anfang des Jahres ist in Osaka ein neuer Präfekt am Ruder: Hashimoto Tōru, ein 38-jähriger Rechtsanwalt, nebenbei schnellzüngige TV-Persönlichkeit, Vater von sieben Kindern und populärer Krieger gegen Korruption und Geldverschwendung. Er implementierte ein rigoroses Sparprogramm, um das Defizit der Stadtpräfektur Osaka zu dezimieren. Bauprojekte wurden kurzerhand abgeblasen.

Nun ist das Baugewerbe Japans, in dem bald ein Zehntel der Arbeiterschaft beschäftigt ist, nicht nur überdimensional hypertrophiert, sondern auch streng hierarchisch organisiert: die Großfirmen delegieren Aufträge an kleinere Unternehmen, zuweilen bis in dritte, vierte Ordnung: am untersten Ende der Leiter befinden sich die Tagelöhner, die auch als erste abgekappt werden. Gibt es Ebbe im Baugewerbe, sind die Tagelöhner die ersten, die stranden. Konjunkturunbrüche schlagen bei ihnen in voller Härte zu. Jüngst sind steigende Lebensmittelpreise und vor allem Öl- und Benzinpreise keine guten Omen, eine allgemeine Unsicherheit in bezug auf ihre Lebenssituation beschleicht die

Arbeiter: und diese diffuse Gefährdung und Verschlechterung ihrer ohnedies risikoträchtigen Lebenswelt führen dann zu Krawallen und Randalen.

Das Tagelöhnerviertel ist von einem gewaltigen Umbruch heimgesucht: waren zu Zeiten der überhitzten Hochkonjunktur Mitte der 1980er Jahre weit mehr als 20.000 Arbeiter mit einem *techō*, einem Handbüchlein, das eine minimale soziale Absicherung garantiert, bewehrt, so ist die Zahl der *techō*-Inhaber und damit die jener, die offiziell als Tagelöhner registriert sind, eine Dekade später auf die Hälfte, in den letzten Jahren bis auf runde 5.000 gefallen. Tagelöhner können wortgetreu je für den Tag anheuern, um die 90% in der Bauwirtschaft, aber auch längere Verträge, etwa für zehn Tage oder einen Monat, eingehen. Letztere garantieren eine kurzfristig stabile Einkunft, sollten jedoch die Arbeitsbedingungen mies sein, ist es schwerer, sich aus dem Arbeitsverhältnis ohne Verlust zu lösen. Arbeit für den Tag ist bei gesunden, fitten Arbeitern beliebter, respektive Angebote haben aber in der letzten Zeit spürbar abgenommen. Klebt ein Tagelöhner eine Marke für jeden abgeleiteten Arbeitstag in sein Handbüchlein, hat er bei 28 Arbeitstagen in zwei Monaten Anspruch auf gut zwei Wochen Arbeitslosenhilfe, die ebenfalls im Tagessatz ausbezahlt wird, in einer Höhe je nach der (Preis)Kategorie der Marke, für die sich der somit Versicherte entschieden hatte. Auf bis zu zwei Drittel des Tageslohnes kommt er aber meist. Kann der Arbeiter aufgrund von Flaute oder Krankheit oder Alter nicht genügend Arbeitsmarken sammeln, fällt auch diese Überbrückungshilfe flach.

Das Durchschnittsalter der registrierten Tagelöhner lag 1983 noch bei 46 Jahren, stieg zum Jahrtausende auf Mitte fünfzig und fiel 2005 leicht auf 53,8 Jahre. Viele Baustellenjobs sind körperlich anspruchsvoll, sprich: anstrengend und bei offiziellen Anwerbungen wird offen diskriminiert und oft als Altersgrenze 55 Jahre angegeben. Die informellen – in einer legalen Grauzone tätigen – Arbeitsagenten, die Arbeiter am Morgen vor dem Arbeitsamt – einem regelrechten Arbeitsstrich – ansprechen, um sie in ihren Minibussen an die Baustellen zu karren, taxieren skrupellos nach Alter und körperlicher Kondition: junge, kräftige Kulis machen das Rennen, alte Abgehalfterte bleiben auf der Strecke.

2003 galten (ich halte mich an die Schätzungsobergrenzen) um die 10.000 Leute in Kama als von Tagelöhnerarbeit lebend und per *techō* versichert; 6.000 als „borderline“, also auf der Kippe zum endgültigen sozialen Absturz: zumeist ältere Arbeiter, die leichte Bauarbeit (z.B. Verkehrsregelung) machten; Zulieferer für Recycling-Firmen waren (Altwarensammler: Pappkartons, Aluminiumdosen, die per Kilo abgenommen werden) oder in einem Spezialprogramm für hochbetagte Arbeiter Dienst verrichteten. Über 2.200 haben sich für letzteres verzeichnen lassen: in Rotation kommen sie einmal die Woche an einen Straßenkehrerjob – entschieden zu wenig, um davon leben zu können. 5.000 Leute gelten als de-facto-Obdachlose, die Zahl deckt sich mit der der

Sozialhilfeempfänger. Um die 1.000 nächtigen permanent in den Parks, unter Überführungen oder auf der Straße, die anderen kommen meist kurzfristig in von NPO's betriebenen Herbergen oder in als Wohnheime umgewidmeten Pensionen und anderen Notstandsunterkünften unter.

NPO's und NGO's haben sich in den letzten Jahren rege um das Los der alten Arbeiter gekümmert und z.B. durchgesetzt, dass die Billighotels (im Jargon: *doya*, von *yado*: „Unterkunft“) längerfristige „Zimmermieten“ (z.B. für einen Monat) akzeptieren, womit die Kunden um einen Meldezettel mit Adresse ansuchen können, der ihnen den Bezug von Sozialhilfe (*seikatsu hogo*) erlaubt. Diese können sie teilweise für die Bezahlung des Zimmers verwenden, wodurch auch der Pensionsinhaber profitiert, da er eine permanente Klientel erhält. Bislang wurde das Übernachten in einer *doya* nicht als Adresse anerkannt – ohne diese gab es aber keine Fürsorge. Auch wenn durch den Zustrom junger Arbeitssuchender das Durchschnittsalter der Kama-Bewohner geringfügig gesunken ist: Kama ist ein riesiges Altersheim geworden, der Großteil der Arbeiter ist von Gebrechen und Gebrechen geplagt, von lebenslanger Schwerarbeit gezeichnet, von teils einseitiger Ernährung und wackerem Alkohol- und Tabakkonsum ramponiert.

Herr Inagaki hatte 1981 die Gewerkschaft „Kamagōrō“ mitbegründet und ist seitdem ihr Boss. Tägliche Ausspeisungen, entschiedene Verbesserung in der medizinischen Betreuung und Beratung, die er ausgehandelt und durchgesetzt hatte und seine kämpferische, wohl auch streitbare, Persönlichkeit haben ihm unter den Arbeitern Respekt und Autorität eingebracht. Auch hatte er gegen die Installation von Überwachungskameras prozessiert und erreicht, dass wenigstens eine von 18 (! für ein Viertel von 0,62 Quadratkilometern) – die vor seinem Büro – abmontiert werden musste. Inagaki's Verdienste sind unbestritten.

Fünf Tage lang orchestrierte er den Aufstand der Tagelöhner, an dem sich allabendlich und bis in die frühen Morgenstunden um die 200 bis 300, auf dem Höhepunkt 400 Streikende beteiligten. Allerdings haben die anderen Gewerkschaften und NPO's keine Solidaritätserklärungen abgegeben. Die Revolte blieb weitgehend eine Sache von Inagaki und seinen Sympathisanten. Er hat durchaus nicht nur solche. Ich habe Arbeiter hinter mir maulen hören: „Inagaki wohnt in einem Eigenheim und fährt eine Luxuskarosse, was versteht der schon heute von uns, die wir die Maloche machen. Die Arbeit für die Gewerkschaft ist ihm nicht schlecht bekommen, möchte nur wissen, wohin deren Geld fließt.“ Auch sah ich Arbeiter sich vor Inagaki aufbauen und brüllen: „Jetzt reicht's dann, du brauchst nicht die ganze Arbeiterschaft da hineinzuziehen, du kannst dich ja allein beschweren gehen! Wenn die Randalen so weitergeht, gibt's nur noch weniger Arbeit!“ Natürlich wurden solche Opponenten sofort von den umstehenden Aktivisten niedergeschrien: „Bist du ein Handlanger der Bullen, oder was? Auf

welcher Seite stehst du eigentlich? Polizeigewalt ist ein Problem, das uns alle angeht. Hau ab, wenn du nicht mitmachen willst!“

Und dann: am Abend des 18. Juni 2008, kaum hatte er sich mit seinem lautsprecherbewehrten Vehikel vor der „Festung“ postiert, um wieder eine Philippika gegen die Polizei und das Unrecht dieser Welt zu halten, wird Inagaki verhaftet. Wegen Verstoß gegen die Straßenverkehrsordnung. Die mobile Einsatztruppe der Polizei geht diesen Abend nicht in Stellung. Der Protest hat keinen Dirigenten und keinen Fokus mehr und ist damit zu Ende.

Bei einem Sozialprotest dieser Art sind meist nur ein rundes Dutzend aktiv, die die *kidōtai* wiederholt provozieren, ihre Schilder niederdrücken, Schimpfkanonaden vom Stapel lassen, Büchsen, Pflastersteine, ja Fahrräder und improvisierte Molotow-Cocktails auf die Phalanx der Ordnungshüter schleudern. Am 14. Juni hatten sie selbst einen mit Pappkartons gefüllten Schiebewagen in die geschlossene Front der Polizei gerammt und diese aufgespalten. Unter den besonders regen Akteuren waren auch etliche Cliques von Jugendlichen. Sie sammelten systematisch Wurfmaterial, leerten Getränkedosenmülleimer, schleppten Steinplatten heran, die sie auf den Boden schmetterten, um optimale Munition zu erhalten. Aber ich sah auch junge Leute, die aus reiner Schaulust nach Kama gekommen waren, sogar welche in der Uniform der Firmenangestellten: dunkler Anzug, weißes Hemd, die Krawatte hatten sie losgebunden, da diese nun wirklich nicht hierher passte. Teenager waren auch unter den Zaungästen. Und wir sind im Zeitalter des Mobiltelefons: nicht nur hörte ich sie ihren Kameraden berichten, wo sie gerade waren und dass der Krawall echt geil sei, sie schossen auch unbeschwert Fotos: das taten wiederum auch nicht wenige der – vor allem jüngeren – Tagelöhner. Das hat die Atmosphäre radikal verändert.

Vormals war Fotografieren im Tagelöhnerviertel tabu: viele wollen ihre Anonymität wahren und schon gar nicht beim Protestieren gegen die Polizei abgelichtet werden. Auch ich hatte eine Digitalkamera bei mir, die ich immer wieder zückte, aber auch wieder verbarg. Das Mobiltelefon hat diese Aktion aber sehr erleichtert. Überall wurden Fotos gemacht. Dennoch wurde ich von einem stämmigen Arbeiter von hinten angezischelt: „He, Ausländer, wenn du da so viel herumfotografierst, wirst du noch umgelegt!“ Er war ein gutes Stück jünger als ich, weshalb ich ziemlich forsch reagierte: „Hör zu, ich kenne die Spielregeln hier. Wenn du streiten willst, geh’ woanders hin!“ Er trollte sich. Ein anderer älterer Tagelöhner machte mich entschieden freundlicher darauf aufmerksam, dass Vorsicht geboten sei, am Vortag sei ein junger Typ schwer vermöbelt worden, der allzu offen mit seiner Kamera herumhantiert hatte.

Auch ich wurde Zeuge einer solchen Szene, die aber nicht ausgeartet war: Ein schwarz gekleideter Mann in seinen Zwanzigern mit Kippe auf der Lippe – er

wollte offensichtlich cool aussehen – und Kamera um den Hals, wurde angeschnauzt: „Bist du ein Schnüffler in Zivil oder was? Werden wir hier für euer Archiv abgelichtet oder wie? Deklarier' dich!“ Die umstehenden Arbeiter wurden auf ihn aufmerksam und gingen grimmig auf ihn zu. Der Pseudo-Cooler wies die Anschuldigungen von sich und schlich sich eilends davon. Auch das war mir von früher bekannt: Leute, die nicht ins Viertel passen, geraten flugs unter den Verdacht, Polizeispitzel zu sein.

In einer Nebengasse hatten drei Jugendliche Müll und Sessel, die an einem Zaun gestanden hatten, in Brand gesetzt und unter den anfeuernden Rufen der Arbeiter ließen sie ihre vorsorglich bereitgestellten Geschosse auf die Polizeisturmtruppe herabprasseln. Diese bekam Verstärkung durch einen Wasserwerferwagen, der zum Brandlöschen eingesetzt wurde. Die *kidōtai* marschierte in seinem Begleitschutz vor und dann geschah es: in einem urplötzlichen Ausfall stürmten Dutzende schwer bewehrte Polizisten vor und liefen einem fliehenden Jugendlichen nach, der schließlich eingeholt, umringt und abgeführt wurde. Alle Umstehenden blieben unbehelligt: es war klar, dass er im Visier gewesen war.

Bei solchen Aktionen sind die Gesetzeshüter keine solchen mehr und nicht zimperlich: stundenlang mussten sie den Geschosshagel ertragen, wenn sie ihre Schilder hochzogen, riefen die Schaulustigen: „Auf die Beine zielen!“ und da traf sie die nächste Salve, viel Frust und Wut staute sich auch auf ihrer Seite auf, die meisten Beamten waren nicht aus der Gegend und hatten für das Los der Tagelöhner wenig Verständnis. Wenn sie endlich eines ihrer „Gegner“ habhaft wurden, wurde auf diesen gnadenlos eingepregelt, ich sah auch schon Trampeleien und Schilder auf wehrlos am Boden liegende Alkoholisierter niedergehen, es ist ein Teufelskreis: Gewalt schürt Gegengewalt. Die Gesamtbilanz dieses Mal: 18 Verhaftungen, 18 verletzte Polizisten, die Verwundeten auf Tagelöhnerseite gehen in die Dutzende – eine entsprechende Zählung ging hingegen nicht durch die Presse.

Bei einer Tagelöhner-Randale ist meist die Polizei Objekt der Rage. Ihr Amtsgebäude wird umstellt und die aufmarschierende Bereitschaftspolizei attackiert. Das hat seine schlechten Gründe, die in den Alltagserfahrungen der Kama-Bewohner liegen. Die Polizei wird von ihnen als repressiv, diskriminierend und arrogant erfahren. Die Ordnungsmacht ihrerseits hegt einen Generalverdacht gegen die Tagelöhner, sieht in ihnen potentielle Kriminelle und licht- und arbeitsscheues Gesindel. Das Viertel gilt ihr wie der Allgemeinheit als „gefährlich“. Kama wird als guter Trainingsgrund für junge Polizeibeamte erachtet, die hier ein paar Jahre „an die Front“ geschickt werden. Entsprechend ruppig und jeden menschlichen Respekt vermessen lassend, ist ihr Verhalten den Tagelöhnern gegenüber. Brutalitäten bei Verhaftungen und Einvernahmen sind usuell. Die Arbeiter erleben immer wieder Erniedrigungen und seien es nur die

abschätzigen Blicke, die die Exekutive ihnen auf ihren täglichen und nächtlichen Patrouillen zuwirft. Das Ressentiment, das sich auf Tagelöhnerseite aufstaut, kann sich bei Aufständen trefflich entladen. Auch bei diesem Protest ging es in erster und konkreter Linie darum, eine humane und faire Behandlung einzufordern. „*Ningen atsukai sarete inai!*“: „Wir werden nicht wie Menschen behandelt!“ ist und war ein Slogan und Schlachtruf, der bei den *bōdō* stets erschallt(e).

Zweifelsfrei hat die Beteiligung Jugendlicher am Arbeiteraufstand zu einer gewissen Eskalation geführt: und doch, im Gegensatz zu den *bōdō* '90 und '92 ermunterten die Tagelöhner ihre jungen spontanen Kumpanen, stachelten sie an, lobten sie für gute Würfe. Anfang der 1990er Jahre hatten sie eher unmutig reagiert und sich Einmischung in ihre Angelegenheiten verboten. Die Teenager kamen wohl aus der Umgebung, waren mit dem Viertel vertraut und sahen hier das Szenario einer Zukunft, in die sie selber blickten: Prekarität, Arbeitslosigkeit, Leben am Rande. Sie liehen den Tagelöhnern ihre Kraft und Energie, die diesen altersbedingt abhanden ging, und schleuderten an ihrer Stelle und für sie Wurfobjekte auf die ungeliebten Repräsentanten der Staatsgewalt.

Der Umbau der gesamten Arbeitswelt im Zuge einer erbarmungslosen neo-liberalistischen Ideologie schaffte auch in Japan ein Klima, in dem sich alle bedroht fühlen. Ein Drittel der Arbeitsverhältnisse ist heute befristet und irregulär, Leiharbeit, Praktika, Kurzzeitverträge, Billignebenjobs oder schlicht Arbeitslosigkeit nehmen überhand. Leistung und totaler Einsatz wird eingefordert, wer's nicht schafft, ist selber schuld. Soziale Kälte macht sich breit. Der Tagelöhnerkrawall ist auch aus diesem Hintergrund heraus zu begreifen: Krawalle brechen immer dann aus, wenn es im Gebälk des gesamten Systems kracht und sich ein größerer gesellschaftlicher Wandel abzeichnet, der als beängstigend empfunden wird.

Insgesamt ist der Protest auf einem Niveau geblieben, der die Polizei und Tagespresse dazu veranlasst hat, nicht von einer *bōdō* zu sprechen, sondern von einer *sōdō*. Beide Worte decken sich bedeutungsmäßig weitgehend, nur die Größenordnung ist eine andere (*bōdō* sind „gewaltiger“ als *sōdō*). Geplänkel war es dennoch keines. Aber meiner vorsichtigen Prognose wurde teilweise recht gegeben: *bōdō* wird's wohl keine mehr geben, hatte ich in meinem Buch *Japan nach Sonnenuntergang* gemutmaßt: das allerdings will ich nach allem, was ich diesmal gesehen habe, nicht mehr unterschreiben. Wer weiß schon, wie sich Japan – und gewissermaßen als dessen Kondensat: Kamagasaki – in Zukunft entwickeln wird.

Weitere und genaue Daten in:

www.kamagasaki-forum.com

www.npokama.org/

Herbert, Wolfgang: *Japan nach Sonnenuntergang. Unter Gangstern, Illegalen und Tagelöhnern*. 2. Aufl. Berlin: Reimer 2004